

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 5.

Samstag, 29. Juli 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. M e l s.

5)

3.

Eine der größten Eigenschaften bedeutender Feldherren war stets ihr rasches und energisches Handeln. Und so muß es auch sein. Zeit verlieren in der Konzeption und der Vorbereitung einer Campagne, ist die Hälfte der Wahrscheinlichkeit des Erfolges einbüßen.

Die Generalin kannte, so wie alles, was auf Kriegsführung Bezug hat, auch dieses Prinzip und sie zögerte keine Stunde, nach der Scene, welche wir beschrieben, in Aktion zu treten. — Nur weniger Minuten des Nachdenkens bedurfte sie, dann hatte ihr klarer Verstand bereits den Plan zur Einleitung der Feindseligkeiten entworfen.

Nach Clausewitz und andern militärischen Schriftstellern von Bedeutung, sowie nach allen Anleitungen der Kriegskunst beginnt das Präparatorische einer Aktion mit Refognoszierungen der Stellungen des Feindes.

Die Generalin wollte, mußte vor allen Dingen informiert sein über den Lebenswandel, das Thun und Lassen des Lieutenants Alfred von Berting in der Garnisonsstadt. Wie das anfangen? — Sie hatte wohl Freunde genug dort, die ihr mit allerlei Auskunft gedient hätten; doch sie hatte nicht das geringste Vertrauen in Privatmitteilungen. Alles mußte daher bei ihr den regelmäßigen Weg gehen.

Nach kurzem Nachdenken war ihr Plan gefaßt; sie beschied den Gärtner Anton Streit vor sich.

Dieser, ein ehemaliger Bertingscher Dragoner-Wachtmeister, war in der Affaire von Distelheim ziemlich schwer verwundet und nach der Genesung mit einer kleinen monatlichen Pension aus dem Dienst entlassen worden. Der Zufall fügte es, daß der General und der Obrist nicht weit von seinem Heimatsorte sich ankaufen und daß letzterer erfuhr, wie einer seiner braven Reiter fast vor seinem Hause ein recht kümmerliches Dasein fristete. Das Resultat hiervon war, daß der Wachtmeister fast augenblicklich im Hause oder vielmehr in den Häusern der beiden Freunde ein Asyl fand und mit der Oberaufsicht der beiden Gärten — das einzige, wovon er wenigstens etwas verstand — betraut wurde. Diesen Posten verwaltete er nunmehr über zehn Jahre. — Wem er eigentlich zu gehorchen habe, wußte er selbst nicht;

aber daß die Befehle der Generalin viel pünktlicher und strikter ausgeführt werden mußten, als die seines Obristen und des seligen Generals, davon hatte er sich mehr als einmal schon überzeugt.

„Excellenz haben befohlen!“

„Näher treten, Wachtmeister!“

Anton Streit marschierte so ferngerade, wie sein steifes Bein es irgend erlaubte, bis vor den Stuhl der Divisionärin.

„Habe für Ihn eine wichtige Mission. Also Ohren aufsperrn!“

„Zu Befehl!“

„Ertheile Ihm hiermit einen mehrtägigen Urlaub, der, wenn es notwendig ist, verlängert werden kann. Er begiebt sich heute noch zur Stadt. Hier braucht niemand zu wissen, warum. Er wird gegen jedermann darüber schweigen. Dort richte Er sich vorläufig ein. Verstehst Er mich auch recht? Ich erlaube Ihm, mich zu unterbrechen, wenn meine Instruktionen Ihm vielleicht etwas dunkel vorkommen — ich meine: nicht so präcis, wie es das Reglement vorschreibt.“

„Zu Befehl, Excellenz!“

„Er begiebt sich also in die Stadt, wo Er scheinbar nichts zu thun hat! Und nun passe Er auf und präge Er sich ins Gedächtnis, was Er in Wirklichkeit dort thun soll!“

Der Wachtmeister erlaubte sich reglementswidrigerweise mit der Hand über die Stirn zu fahren. Ihm ward schwindl bei dieser langen Vorrede der Generalin. Diese bemerkte die Bewegung und fürchte die Brauen; aber sie mußte heute außerordentlich gnädig gestimmt sein, denn sie unterließ es, eine wohlverdiente Rüge zu erteilen.

„Dort,“ fuhr sie in demselben Tone fort — „dort suche Er Mittel und Wege zu ersinnen, um alles zu wissen und seinem Gedächtnisse einzuprägen, was der Herr Lieutenant Alfred von Berting thut! — Verstanden? Ich will ihm das deutlicher erklären: Heute ist Dienstag. Nächsten Sonnabend Mittag erscheint er bei mir zum Rapport. Dann will ich aus seiner Meldung erfahren, was seit heute Abend der Herr Lieutenant täglich, ja stündlich gethan hat, wo er gewesen, mit wem er verkehrt, wann er aus- und wo er hingegangen, wann er heimgekehrt, wann er zu Bette gegangen und wieder aufgestanden ist. Und so weiter. — Hat er das alles nun wirklich ausdrücklich verstanden?“

„Zu Befehl,“ stotterte jener, dem die dicken Schweißtropfen bereits auf der Stirn standen.

„So mach Er sich auf die Beine — hier ist ein Thaler für unworhergesehene Ausgaben bis Sonnabend, über den er keine Rechenschaft der Komptabilität des Hauses abzulegen hat. Also vorwärts! Aufmerksamkeit und Accurateffe im Dienst und Pünktlichkeit, Sonnabend zum Rapport. Bei derselben Gelegenheit kann Er dem Regimentsarzt sein Bein zeigen. Verstanden? Er ist entlassen.“

Anton Streit machte Rechtsumkehr und einen tiefen Seufzer der Erleichterung ausstoßend, verließ er das Gemach.

Am nächstfolgenden Donnerstag bemerkte der Obrist die Abwesenheit des Wachtmeisters, mit dem er hier und da ein Viertelstündchen zu verplaudern liebte, und als die Dienerschaft ihm sagte, daß er auf Urlaub sei, befragte er ganz erstaunt die Generalin darüber.

„Es ist jedenfalls zu rügen,“ erwiderte diese mit großer Ruhe, „daß er sich nicht bei Ihnen abgemeldet hat, wie es seine Pflicht ist und es der Dienst vorschreibt; aber vielleicht werden sie ihm verzeihen, wenn Sie erfahren, daß ich ihm diesen Urlaub aufgezwungen habe.“

„Wie soll ich das verstehen, Excellenz?“

„Da ich seit einiger Zeit bemerkte, daß er wieder schlecht zu Fuße war, kommandierte ich ihn zur Stadt, um seine Wunde vom Regimentsarzt beschauen zu lassen.“

Der Obrist ergriff die Hand der Generalin und drückte sie innig. Die Sorgfalt für seinen alten Kriegskameraden ging ihm zu Herzen! . . . Wenn er gewußt hätte! . . .

„Ich danke Ihnen, Excellenz — danke Ihnen bestens,“ sagte er gerührt, aber gleich darauf fuhr er empört fort: „Das alte Stallvieh hätte auch mehr Vertrauen zu seinem Obristen haben können und ihm von der Geschichte sprechen.“

Die Generalin maß ihn mit ruhiger Würde. „Ich bitte, Herr Obrist,“ sagte sie, „Ihre Stallausdrücke für den Stall aufzusparen. Hier sind wir in meinem Salon, wo — wenn es Ihnen beliebt, wir zum Vertreiben der Zeit eine Partie Piquet entwerfen können.“

Der Obrist entschuldigte sich nicht einmal, dermaßen war er fest davon überzeugt, daß die Generalin beim ersten Kartenabheben schon diesen unliebsamen Zwischenfall vergessen haben würde. Er setzte sich an den Spieltisch, wo bald das Melden, dann das Zählen begann und fast augenblicklich nachher, wie es alle Tage seit langen Jahren üblich war — das Raufen! —

Am nächsten Sonnabend fünf Minuten vor zwölf Uhr setzte sich die Generalin von Hohenberg in ihren Lehnstuhl. — Als die Wanduhr den sechsten Schlag der Mittagstunde gethan, öffnete sich die Thür — denn im Hause des Generals ward einer frühern militärischen Sitte gemäß bei Meldungen nie angeklopft — und als der letzte Schlag verhallt, stand Anton Streit kerzengerade vor seiner Kommandantin.

„Ich melde mich gehorsamst zum Rapport!“

Die Generalin hob den Finger in die Haube und schaute ihn sogar ziemlich freundlich an, was

bei ihr in Dienstangelegenheiten selten vorkam und ein Zeichen war, daß die Pünktlichkeit des Wachtmeisters sie in hohem Grade befriedigt hatte.

„Melde Er!“ befahl sie.

„Excellenz werden entschuldigen.“

„Giebt's schon — gleich beim Beginn etwas zu entschuldigen? Dann wird das Ende wohl wenig befriedigend sein!“

„Muß Excellenz um Entschuldigung bitten, denn mein Gedächtnis . . . Bin nicht mehr so recht jung . . .“ „Nun was? . . . Vorwärts also!“

„Habe mir erlaubt, alles strikte aufzunotieren, und möchte gehorsamst ersuchen, es ablesen zu dürfen!“

„So . . . so . . . nun wohl, genehmigt!“

Anton Streit zog seine große, farblose und ziemlich defekte Brieftasche und nahm daraus einen mehrfach gefalteten Bogen Papier heraus.

„Beginnen!“ kommandierte die Generalin, deren weibliche Neugierde gegen die Formen des militärischen Reglements doch hier und da zu revoltieren Miene machte.

„Melde gehorsamst,“ fing der Wachtmeister ziemlich geläufig, aber mit lauter Stimme und fast jedes Wort betonend, zu lesen an, „daß der Herr Lieutenant Alfred von Berling Dienstag, eilften hujus um sechs Uhr nachmittags, Stunde, wo mein Dienst begann, sich in seinem Zimmer befand und die Schwadronsrapporte auf Befehl seines Eskadronschefs revidierte. Um sieben ein halb Uhr trank er eine Tasse Thee und aß Butterbrot mit Käse. Während des Nachtmahls hatte er das Militärreglement in der Hand und las darin. Um acht ein viertel Uhr setzte er sich an seinen Schreibtisch und nahm ein Buch des General von Clausenwitz . . .“

„Ah . . .“ unterbrach die Generalin.

„Clausenwitz,“ wiederholte der Wachtmeister, welcher sich vorstellte, den Namen des berühmten Strategen undeutlich ausgesprochen zu haben — „in welchem er bis gegen zehn Uhr studierte, dann sich zu Bette begab, das Licht ausblies und wahrscheinlicherweise einschlieff.“

Das Gesicht der Generalin bot bei diesem Berichte ein seltsames Gemisch von Erstaunen und Befriedigung dar. — Darauf war sie wahrlich nicht vorbereitet gewesen und der Name Clausenwitz hatte in ihrem Geiste eine geradezu überraschende Wirkung hervorgebracht. — Doch bald legte sich die gelinde Aufregung, in welche sie dieser Bericht versetzt, — sie dachte: Einmal ist keinmal! — — und kommandirte: „Fortfahren!“

„Am Mittwoch, zwölften hujus, stand der Herr Lieutenant um sechs Uhr auf, frühstückte eine Tasse Milch und blieb bis elf Uhr in der Kaserne im Dienst. Dann nach Hause gegangen, gewaschen, rasirt und bis zum Mittagessen im Militärreglement studiert. Zeit des Mittagmahls: vierzig Minuten: Suppe, Gemüse, Rindfleisch, Kompott. Getränk: ein kleines Seidel Bier. Dann eine halbe Stunde Promenade auf dem Platz mit den Herren Offizieren, worauf bis halb sechs Uhr Exercieren und Fectübungen der Mannschaft. Um sechs Uhr wieder im Logis und alles wieder wie am vergangenen Abend.“

Dasjelbe Abendbrot und Studieren in demselben Buche. bis zehn Uhr. Dann jedoch.“

„Ah,“ unterbrach die Generalin, der bei diesem Berichte über die Solidität des Lieutenants von Verting ordentlich anfang unheimlich zu Wute zu werden und die begriff, daß der Bücherhocker doch endlich sich eine Zerstreuung — mit Kameraden — im Kasino der Offiziere wahrscheinlich suchen würde — „ah. . . und dann. . .?“

„Dann jedoch“, fuhr der Wachtmeister in unerschütterlicher Ruhe fort — „bereitete sich der Herr Lieutenant. . .“

„Vor auszugehen“ — unterbrach die Generalin, deren Ungeduld aufs höchste gereizt war — „ich weiß schon! Er ist zwar sehr gewissenhaft, aber doch etwas zu ausführlich in seinen Meldungen. Doch ich will noch nichts gesagt haben — die Hauptsache ist die, zu erfahren, wohin er ging. . .“

„Wohin er ging?“ meinte Streit ganz verwirrt. . . „aber das kommt ja erst am nächsten Morgen, . . . Donnerstag, dreizehnten hujus!“

„Was. . . was heißt das: Am nächsten Morgen? Er. . .“

„Aber Excellenz. . . das wirkt gewöhnlich so. . .“

„Er ging um zehn Uhr aus und. . .“

„O Gott bewahre. . . hier steht es ja.“

„Dann lese Er in des Kuckucks Namen und unterbreche sich nicht in einem fort!“ rief die Generalin, die schon vergessen hatte, daß sie die Unterbrecherin des pflichttreuen Unteroffiziers war. — Dieser nahm bei dieser Ordre wieder sein Papier zur Hand — suchte einen Augenblick, wo er stehen geblieben war, und nachdem er noch ein „zu Befehl“ gebrummt, fuhr er fort:

„Dann jedoch bereitete sich der Herr Lieutenant ein großes Glas. . .“ und er stockte wieder — ein plötzlicher Gedanke hatte mit einem Mal all sein Blut ins Gesicht getrieben.

„Nun was. . . Punsch, Grog, Glühwein?“ donnerte die Generalin, gänzlich unfähig, länger an sich zu halten. — „Er kann einen Menschen zum Rasen bringen!“

„Mit Respekt zu melden. . . Bittersalz!“ stammelte er endlich — dann seinen ganzen Mut zusammennehmend, fuhr er schnell fort: — „welches er mit einem Zug austrank, eine furchtbare Grimasse schnitt und sich zu Bett begab. Am nächsten Morgen, Donnerstag, dreizehnten hujus begann bereits um halb fünf Uhr das Genossene.“ (Fortf. folgt.)

Ein Hochzeitsfest der Halbbeduinen im Ostjordanlande.*)

Bei allen Völkern wird der Hochzeitsstag als das hervorragendste Fest betrachtet; wenn auch seine innere Bedeutung überall dieselbe ist, so wird doch bei den verschiedenen Völkern ihm in verschiedener Weise Ausdruck gegeben, und wahrlich, es würde zu den anziehendsten Abschnitten menschlicher Sitten-

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz der letzten Nummer des Ausland. Derselbe stammt aus der Feder Dr. Siegfried Langers, jenes unglücklichen österreichischen Aritatorjägers, über welchen vor wenigen Tagen die Nachricht hierher gelangte, daß er auf einem Ausfluge in das Daasgebirge während des Badens von den Eingeborenen erschossen worden ist.

geschichte gehören, wenn man zusammenfassend und vergleichend das Außere dieses Festes bei jedem Volke betrachten wollte. Dazu möchte ich nun mein Scherlein beitragen, indem ich ein Hochzeitsfest der Beduinen in Es Salt zu schildern versuchen will.

Ist der Knabe zum Jünglinge herangereift, und dies tritt im Orient sehr früh ein, so schreiten die Verwandten zur Wahl einer Braut. Hat man sie getroffen, so wird er um seine Zustimmung gefragt, die zumeist auch erfolgt. Dann erst wird der Vater des Mädchens gebeten, und der Kaufpreis festgesetzt. Wie um eine Ware wird gefeilscht und gehandelt oder, da noch Tauschhandel hier gebräuchlich ist, ein anderes Mädchen als Gegenpreis geboten, indem der Bruder der Braut die Schwester des Bräutigams als Ersatz heimführt. Der Wert eines Mädchens beläuft sich gewöhnlich auf 1000 bis 10 000 Pfister (etwa 100 bis 1000 fl. österr. Währ.). Ist man endlich handels eins geworden, so hat die Sache weiter keine Schwierigkeit und geht den gewöhnlichen Gang. Zehn Männer aus der Bekanntschaft des Bräutigams begeben sich mit einem Schreiber zum Vater der Braut und werben als Vertreter des Jünglings um sie; darauf wird schriftlich der Vertrag geschlossen und die Verlobung ist vollendet. Doch hat der Vertrag keine Gültigkeit, wenn nicht der Bräutigam seinem Schwiegervater einen Beduinenmantel (Abäjo) als Geschenk überreicht.

Die Hochzeit selbst findet gewöhnlich im Oktober statt, wenn alle Feld- und Gartenfrüchte bereits im Hause aufgespeichert liegen, und jede Arbeit im Freien beendigt ist; doch hängt das vom Belieben des Bräutigams ab, der dem Schwiegervater bekannt macht, an welchem Mittwoch oder Sonntage — jeder andere Tag ist ein Unglückstag — er das Mädchen heimzuführen gedenkt, und ihm die Hälfte des bedungenen Kaufpreises auszahlt; für die andere Hälfte kauft er Schmuck und Gewänder für seine Braut.

Bei allen semitischen Stämmen, selbst in vorislamitischer Zeit, herrscht und bestand der Gebrauch, die Braut gleichsam zu kaufen. Der Kaufpreis wird teils an die Eltern für Erziehung und Pflege gezahlt — man nennt es symbolisch Milchgeld — teils an die Braut selbst durch Leistung an Schmuck, Gewändern und Verschreibung einer Geldsumme im Falle der Trennung oder des Witwenstandes. Diese Zusage bildet auch eine ziemlich gute Bürgschaft gegen mutwillige Scheidung, weil der Mann die Summe bar leisten muß. Das Erwähnte macht es auch erklärlich, daß bei Semiten bei der Hochzeit nur der Mann dem Mädchen den Chering reicht, gleichsam als Zeichen des Kaufes, nicht aber umgekehrt.

In der letzten Woche finden sich allabendlich die Jugendgenossen vor seinem Hause ein und führen um ein mächtiges Feuer eine Art Tanz oder Fantasia im Kreise aus; dabei klatschen sie die Hände und stoßen schrille Töne aus, wie sie nur eine arabische Kehle hervorbringen kann, und die zunächst dem Pferdewiehern zu vergleichen sind. Im Kreise befindet sich ein Mann, der ebenfalls händeklatschend und singend, unter allerlei wilden Bewegungen ihn zu durchbrechen sucht; manchmal sind es auch ein oder zwei Mädchen, die mit dem Brautschmucke und der

Abaje geziert, dicht verschleiert einen großen Krummsäbel schwingend, im Kreise ihrer fast körperverrentenden Bewegungen ausführen. Je wilder die Bewegungen, desto stürmischer der Beifall der Burschen, desto kräftiger ihr Gesang. Dieser Tanz der halbnaekten braunen Gestalten, mit wild herabhängenden langflatternden Haaren um das grell leuchtende Feuer, während ringsum die tiefste Dunkelheit herrscht und von allen Seiten Schüsse knallen, wirkt mächtig auf die Phantasie des Zuschauers.

Die Gespielinnen der Braut nähern das Hochzeitskleid, einen Raftan aus roter, gelbgestreifter Seide. Ist es fertig, so wird es auf ein Brett gelegt, welches von einer der Frauen auf dem Kopf im Gefolge der singenden und hüpfenden Schar, die zu je drei oder vier den Wechselgesang anstimmt, durch die Straßen des Ortes der Braut getragen wird. Mitunter preisen auch die Frauen bei Feuer und Kaffee in Liedern die Heldenthaten des Jünglings und die Schönheit und Vorzüge der Braut.

Endlich erscheint der Tag der Hochzeit. Wohnt die Braut in einem andern Orte, so reitet sie vormittags unverschleiert auf einem prächtig aufgezäumten Rosse, von einem Duzend bewaffneter Männer begleitet, in ihre neue Heimat. Schon vor dem Dorfe wird sie von den Freunden des Bräutigams erwartet; jeder stürzt sich auf sie los und sucht sie für sich zu erobern, damit sie bei ihm das Mittagsmahl im Rechte der Gastfreundschaft einnehme. Freilich kommt es dabei manchmal aus allzu großem Eifer zu blutigen Händeln.

Ist die Braut aber von demselben Orte, so wird sie bloß des Mittags von ihren Freundinnen ins Bad begleitet, dann mit neuen Kleidern und Gold- und Silbergeschmeide geschmückt. So vorbereitet, wartet sie auf einem erhöhten Sitz, bis sie abends zum Bräutigam abgeholt wird. Auch dieser legt sein schönes Gewand an, besteigt ein stattlich aufgezäumtes Ross und reitet zur nächsten Quelle hinab. Ihm folgen bis zum Thore des Ortes singende Frauen mit einem Holzkreuz, das mit einem Teile der Brunnfleider und des Schmuckes seiner Braut umhüllt ist. Draußen vor dem Thore bilden sie Gruppen und erwarten unter heiterm Gesang die Rückkunft des Bräutigams. Dieser wäscht sich indessen an der Quelle, reitet hierauf im Galopp zurück und führt mit der Reitgerte einen derben Hieb gegen die Brautpuppe, die man ihm entgegenschwingt. Damit ist auch der Hochzeitsakt vollendet. Unter Pulverknallen zieht der Bräutigam in sein Haus, während die Frauen die Braut holen, die hoch zu Rosse, dicht verschleiert, unter Jubelklang in das Haus ihres Gemahls einzieht. Bevor sie jedoch die Schwelle überschreitet, muß sie einen Delzweig oberhalb der Thür mit einem Hiebe durchhauen. Gelingt es ihr nicht, so wird dies als böse Vorbedeutung angesehen.

Beim Eintritt der Braut in das Zimmer stürzen etliche Burschen, mit langen Ruten bewaffnet, ihr nach, sie trachten Braut und Bräutigam weidlich durchzuwalten. Hierauf richtet sich jedermann zum Festessen. Mächtige Bretter, mit allerlei Schlüsseln bedeckt, werden der nächsten „Madasi“ übersandt und den dortigen Armen und Reisenden vorgelegt; dort-

hin begeben sich auch sämtliche Gäste, in deren Mitte der Bräutigam, von allen Seiten beglückwünscht und beschenkt, Platz nimmt.

Nach diesem Festessen nimmt das neue Paar zusammen einen erhöhten Sitz ein. So sitzend, kein Wort sprechend, werden sie den ganzen Abend und selbst noch den nächsten Tag von Bekannten beschenkt und beneidet.

Erst am dritten Tage können sie, frei von allem Zwange, ihreigenes Hauswesen als Mann und Frau beginnen. Ein neues Familienleben mit allen seinen Freuden und Sorgen ist hiermit begründet; denn diese fehlen weder im Morgen- noch im Abendland.

Die ungeputzten Knöpfe.

Eine Skizze aus dem Soldatenleben.

Der Herr General hatte in der Garnisonsstadt B. das erste Bataillon des Regimentes inspiciert und war über die Haltung und das Aussehen der Leute sehr zufrieden.

Nach Beendigung des militärischen Aktes hielt er eine Ansprache an das Offiziercorps: „Ich kann nicht umhin, meine Herren,“ jagte er in sehr freundlichem Tone, „hier zu wiederholen, was ich bereits vor den einzelnen Compagnieen ausgesprochen habe, daß ich nämlich mit dem Bataillon außerordentlich zufrieden bin. Der Vorbeimarsch war ein ausgezeichnet — ein höchst eleganter. Auch die Montierungsstücke der Leute befanden sich in der besten Ordnung, es war alles untadelhaft. Nur einer Kleinigkeit möchte ich ganz flüchtig erwähnen. Ich habe da einen Mann gesehen — ich glaube, es war der Flügelmann der ersten Compagnie —, dessen Knöpfe nicht ganz blank geputzt waren. Aber, wie gesagt, das ist nur eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, und ich will durchaus keinen Tadel aussprechen. Das ganze Bataillon befand sich ja in einer so vorzüglichen Ordnung, daß es mir nicht einfallen kann, irgendwelchen Vorwurf wegen dieser geringfügigen Sache auszusprechen. Also nochmals, meine Herren, ich bin sehr zufrieden! Ich danke Ihnen, meine Herren!“

Freundlich grüßend schied der General, und der Bataillonschef wandte sich an die Compagniechefs:

„Meine Herren! Sie haben gehört, wie anerkennend der Herr General sich über das Bataillon geäußert hat. Ich freue mich, daß es einen so guten Eindruck auf Se. Excellenz gemacht hat. Die Geschichte mit den blinden Knöpfen hätte freilich nicht vorzukommen brauchen; und der Tadel, den der Herr General ausgesprochen hat, war sehr berechtigt. Warum waren nicht sämtliche Knöpfe blank? Warum mußte gerade der Flügelmann der 1. Compagnie mit ungeputzten Knöpfen antreten? Solche Unordnungen dürfen nicht wieder vorkommen. Im übrigen spreche ich Ihnen meine Zufriedenheit aus. Ich danke Ihnen, meine Herren!“

Ernst grüßend entfernte sich der Major. Der Hauptmann der 1. Compagnie wandte sich an den Lieutenant, in dessen Zug sich der Mann mit den malproporen Knöpfen befand.

„Aber, Herr Lieutenant, das ist ja in der That eine miserable Wirtschafft in Ihrem Zuge. Wie ist es denn möglich, die Leute mit ungeputzten Knöpfen antreten zu lassen! Es sah wirklich schauerlich aus. Sorgen Sie dafür, daß dergleichen nicht mehr vorkommt, sonst heißt es, die Leute der 1. Compagnie laufen mit verrosteten Knöpfen herum.“

Der Hauptmann grüßte sehr mürrisch und entfernte sich.

„Unteroffizier Schreiberger!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

„Nun sagen Sie mal, Unteroffizier Schreiberger, wagen Sie es denn überhaupt noch, mir vor die Augen zu treten? Ich dachte, Sie wären vor Scham längst in die Erde gesunken! Nachdem solch ungeheuerliche Loddereien in Ihrer Korporalschaft vorgekommen sind, können Sie sich ja kaum mehr vor der Welt sehen lassen. Die ganze Compagnie ist blamiert durch Ihren Mann mit den verrosteten Knöpfen. Es ist kaum glaublich, daß solch haarsträubende Geschichten passieren können. Passen Sie auf Ihre Leute auf, lassen Sie sie nicht so rumbummeln. Zum Donnerwetter, das erwarte ich.“

Nachmittags führte der Unteroffizier Schreiberger vier Mann zum Nachherzerzieren, unter welchen sich der Mann befindet, dessen Knöpfe am Morgen nicht ganz blank befunden worden. An diesen richtete er folgende Anrede:

„Musketier Breitkopf! Sie Hanswurst, Sie schludriger, Sie müßten Ochsenkopf heißen. Ist mir doch noch nie ein solches Kind von einem Esel vorgekommen. Blamiert der Affe die ganze Armee vor der gesamten europäischen Macht, indem er mit Knöpfen antritt, die mit Schuhwischse beschmiert sind. Seine Excellenz der Herr General waren außer sich vor Zorn, wie ich mit meinen eigenen Ohren gehört habe. Wenn die ganze Compagnie auf Festung geschickt wird bei Wasser und Brot, so trägt dieser Rindskopf die Schuld daran, der seine Knöpfe seit Erschaffung der Welt nicht mehr gepußt hat und die so schwarz sind, wie die egyptische Finsternis. Wenn man sie nur ansieht, beschmußt man sich die Augen, so voll Dreck hängen sie. Machen Sie keine so einfältige Bissage, Musketier Ochsenkopf, denn so sollten Sie heißen. Der Esel weiß, daß er ein Schaf ist und dennoch bleibt er ein Kind, ein widerwärtiges; doch eigentlich weiß er das nicht einmal; denn der Esel ist ein solches Kalb, daß er, Ohse, nicht einmal mehr einseht, was er Schafskopf für ein Rindvieh ist. — Du heiliger Pudelhund, zusammengerechnet mit drei tauben Nachtwächtern und einem pensionierten Kommissbrot! Ist mir je ein solcher Faselstüchle vorgekommen! Der Mensch starbt vor Schmutz, daß er am Mond kleben bleibt, wenn ich ihn dran werfe. Ein gewichster Schornsteinfeger ist im Vergleich zu diesem Igel ein frischgewaschenes Ballfräulein. Die Hottentotten putzen ihre Knöpfe, und dieser Hornesel schmiert die Seinigen mit einer wahren Wollust im Straßenfot herum. Und nun erwarte ich von Ihnen, Musketier Rindskopf, daß Sie in die Erde sinken, und auf der andern Seite wieder herauskommen, bei den Schlammfressern, zu denen Sie gehören. Sie Tintenfisch!“

(Rh. u. N.-Ztg.)

Leistungen der Taschenuhr.

Die bei uns im Gebrauche stehenden Uhren haben zum größten Teile die Berechnung, daß sie in der Sekunde 5 Unruherschwingungen machen; das ergibt für die Minute 300, für die Stunde 18 000, für den Tag 432 000 und für das ganze Jahr 157 680 000 Schwingungen. Der Durchmesser der Unruhe einer Herren-Uferuhr beträgt durchschnittlich 18 Millimeter, der Umfang also 56,52 Millimeter. Rechnet man nun für jede Schwingung nur eine Umdrehung der Unruhe (bei guten Uhren beträgt sie bis zu 1½ Umdrehungen) und denkt man sich diese Schwingungen anstatt hin- und zurückschwingend, stets in Einer Richtung fortrollend, so würde die Unruhe einer Taschenuhr in der Sekunde 28,25 Centimeter, in der Minute 16,95 Meter, in der Stunde 1,17 Kilometer, im Tage 24,408 Kilometer und im Jahre 8908,92 Kilometer durchlaufen und vollends eine Reise um die Welt in nicht ganz 4½ Jahren zurücklegen, — den Erdumfang zu rund 40 000 Kilometer angenommen. Bedenkt man, daß die Axen der Unruhe nur 1/10 Millimeter dick sind, und daß eine Uhr Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein im Gange erhalten wird, so kann man sich eine richtige Vorstellung machen von den ungeheuren Anforderungen, die an diese kleinste aller Maschinen gestellt werden. Ist es da nicht ein Akt der Unbarmherzigkeit, wenn man diesem unentbehrlichen Freunde nicht auch die nötige Pflege durch rechtzeitiges Reinigen und Oelen angedeihen läßt? Denn keiner Maschine, und wenn sie Hunderte von Pferdekraften repräsentiert, wird zugemutet, daß sie unansgesetzt Jahre lang ohne jede andere Pflege als Kraftversekung durch das Aufziehen fortwährend in Bewegung bleibt. Und dabei verlangt man bei der bessern Uhr eine Genauigkeit und Gleichmäßigkeit im Gange, die per Tag in Sekunden gipfelt. Nur wer seinem unermüdblichen Zeitmesser den nötigen Dank zollt, wird für die Dauer sich solcher Genauigkeit erfreuen dürfen: während zu langes Laufen mit vertrocknetem oder verharztem Oele die Axen angreift und ein Nachpolieren nötig macht, wodurch das richtige Verhältnis zwischen Ase und Steinloch gestört und eine feine Regulierung unmöglich wird, außer wenn kostspielige Reparaturen mit neuen Unruhewellen zc. vorgenommen werden. Wie gering sind die Kosten, welche der Gebrauch einer Uhr veranlaßt im Verhältnis zu allen andern Dingen, die dem täglichen Bedarfe dienen, und wie ungerne entschließt man sich, diesem fleißigsten und täglichen Begleiter die nötige Pflege zu gewähren. Möchte vorstehendes dazu dienen, daß unsern kleinen Freunden die ihnen gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werde!

Eine Autobiographie.

Der junge ungarische Novellist Koloman v. Mikszath publiciert soeben ein neues Werkchen. Dasselbe enthält zwei reizende Skizzen und eine Autobiographie; ferner eine Vorrede von Moriz Jokai. Die Autobiographie, welche Mikszath publiciert, ist so drollig, daß eine teilweise Wiedergabe derselben lohnend erscheint. Mikszath wurde nämlich von dem Herausgeber einer ungarischen Revue aufgefordert,

zu seinem Porträt einige Zeilen zu schreiben, und er erfüllte diesen Wunsch, indem er nach einigen einleitenden Sätzen sagt: „Meine liebe gute Mutter hielt mich gewiß bei ihren Lebzeiten für schön, denn ich habe oft wahrgenommen, daß sie mich bewunderte . . . Meine Frau hat, zur Zeit, als ich noch nicht von ihr geschieden war, mich als genügend erachtet — vor der Hochzeit natürlich nur. Doch, wann war das!“ Der Novellist erzählt nun, daß er aufgefordert wurde, seine Photographie zu übersenden und dazu ein kurzes Lebensbild zu liefern. Hierauf fährt er fort: „Meine erste Aufgabe war, zu einem Friseur zu gehen.“ „Sie befehlen?“ fragte dieser höflich. „Schauen Sie mich gut an, mein Freund.“ Der Friseur ließ seine schläfrigen wasserfarbenen Augen über mich gehen. „Was könnte man aus diesem Kopfe machen?“ fragte ich ein wenig schüchtern. „Hm, hm, aus diesem Kopfe?“ sprach er bedächtig, „bitte, nehmen Sie Platz.“ Ich setzte mich nieder. Der gute Mann schnitt mir die Haare und rasierte mich. Bald drehte er mir den Hals nach rechts, bald nach links, die kalte Schere lief mir ohne Pardon über den Kopf, und mit Leidenschaft bearbeitete mich dieser infame Friseur, der mich um keinen Preis aus seinen Krallen gelassen hätte. Damit ich mich aber nicht langweile, erzählte er mir, daß er die blonden Haare höher schätze als die schwarzen, denn die blonden Haare könne man immerhin schwarz färben, die schwarzen aber niemals blond machen. Nach diesem belehrenden Vortrag nahm er die weißen Leintücher von mir, blies mir unter den Hemdfragen und ließ mich meiner Wege ziehen. Es ging jetzt der zweiten Tortur entgegen — zum Photographen. Das ist aber erst der unbarmherzigste Mensch! Nichts fand er in Ordnung, weder Bart, noch Krawatte, ja selbst meine Haare waren ihm nicht recht. Er besah mich von allen Seiten, um zu eruiern, von welcher ich am meisten zeige. Schließlich brach aber seine Unzufriedenheit hervor und er sagte: „So machen Sie doch ein schriftstellerisches Gesicht!“ Ein schriftstellerisches Gesicht! Ja, woher nehmen? Und noch dazu so rasch . . . Endlich war er mit den Vorarbeiten fertig. „Nur nicht so gezwungen, ich bitte . . . Natürlichkeit . . . nur viel Natürlichkeit! Heben Sie Ihren werthen Kopf ein wenig höher, damit sie auch etwas Hals haben.“ — „Ich hebe ihn schon.“ — „Nicht gut, weiter, weiter.“ — „Ist's jetzt gut?“ — „Ach nein, noch weiter. Und jetzt thun Sie so, als ob Sie einen erhabenen Gedanken hätten. Lächeln dürfen Sie.“ — „Ich kann ja gar nicht lächeln.“ — Ich bitte Sie, mein Herr, ruhig zu bleiben, denn sonst büрге ich nicht für Porträt-Ähnlichkeit, und denken Sie nur an das Publikum . . .“ „Ich bitte Sie, sprechen Sie mir nicht von diesem. Da brachte jüngster Tage ein deutsches Blatt mein Porträt mit dem eines meiner Kollegen. Kein Mensch kümmerte sich darum, bis jemand auf den glücklichen Gedanken kam, meinen Kollegen für den Varpalotauer Raubmörder Höszler auszugeben. „Und wer ist denn der andere auf dem Bilde, fragten die Leute?“ „Der Scharfrichter Kozarek!“ entgegnete man . . . „Der Photograph unterbrach mich: „Aber ich bitte Sie, seien Sie endlich ruhig . . . blicken Sie hieher, höher die Stirne!“

Die gegen mich gerichtete Kanone des Photographen begaffte mich mit ihrem großen schwarzen Auge, bis endlich ein Deckel jede weitere Betrachtung unmöglich machte. „Wir sind fertig.“ — „Dem Himmel sei Dank dafür.“ — „Jetzt bitte ich nur um Ihre Unterschrift!“ — „Gern, gern, wer wird der zweite Girant sein? Doch Pardon, ich bin nicht bei der Sache, die Ermüdung . . .“ — „Jetzt ist's aber zu Ende. Sie können froh sein.“ — „Warum denn?“ — „Warum?“ entgegnete der Photograph zornig. „Sie sind jetzt der Unsterblichkeit überliefert. Man kann Ihnen nun Ohren und Nase abschneiden. Sie brauchen sich nicht mehr zu kämmen und zu rasieren, wenn Sie nicht besondere Lust dazu haben, Ihr Bild existiert und Sie können ruhig sterben.“ . . . So wurde ich in eineinhalb Stunden ein großer Mann. Wer meine Photographie sieht, weiß, wie ich aussehe. Daß ich aber so geworden, das habe ich nach Gott in erster Linie dem Friseur und dem Photographen zu danken.“

Der Zwerg und die Gerstenähre.

Norddeutsche Sage.

Ein wohlhabender Bauer stand in seiner Scheune und schaute behaglich den mächtigen Segen an, welchen ihm ein günstiger Sommer gebracht hatte. Bis an den Gabel hinan waren alle Fächer gefüllt mit goldnen Gaben, und das nicht allein — auf dem Felde standen noch einige stattliche Schöber, die keine Unterfunst mehr hatten finden können; so reich war die Ernte gewesen. Dabei war das Stroh so lang und die Aehren so voll, wie lange nicht, ja, der Hafer hatte sogar das dritte Korn, während sonst an den einzelnen Stielchen seiner Aehre nur zwei wie kleine Kanarienvögel sitzen, und das dritte dazwischen gemeiniglich verkümmert. Als er nun so stand und dachte an das Dreschen im Winter und an die Wagen mit feisten Kornsäcken beladen, welche er in die Stadt und an den Müller liefern würde und im Geiste schon die vielen blanken Thaler in seinem Kasten klingen hörte, da rasselte es ganz leise in einem Haufen Stroh, welcher auf der Tenne lag. Der Bauer glaubte, es sei eine Maus und packte seinen Stock schon fester, um ihr den Garaus zu machen, allein er verwunderte sich fast, da statt eines solchen Tierchens ein etwas so leuchtendrot wie Klatznmohn aus dem Stroh hervorkam. Nun arbeitete es sich ganz zum Vorschein und stand da, nicht größer als eine Maus, die auf zwei Beinen geht. Es war ein Zwerg in grauer Kleidung mit einem roten Käppchen auf dem Haupte. Dieses läpfte der kleine Wicht gar höflich und sprach mit einem winzigen Stimmlein: „Herr Bauer, ich habe ein großes Anliegen an Euch.“

„Nun, was willst Du denn, kleiner Mann?“ fragte dieser.

Das Zwerglein sprach: „Reichtum und Fülle ist bei Euch eingelehrt. Wollet Ihr nun die große Güte haben, alltäglich um diese Zeit mir von Euerem Ueberfluß eine Gerstenähre zu schenken, so soll dies nicht zu Euerem Schaden sein.“

Der Bauer, welcher wohl wußte, daß man gut daran thut, das kleine Volk sich freundlich zu erhalten, sprach: „Gewiß, das soll geschehen, kommt nur alle Zeit um die Mittagstunde, so soll Euch werden, was Ihr begehret.“

Damit ging er an das Fach, zog eine schöne Gerstenähre hervor und reichte sie dem Männlein hin. Dieses wendete sich aber mit trübseliger Geberde gegen das Häuflein Stroh, aus welchem es hervorgekommen war und sprach: „Ihr habt diesen großen Berg vor unsere Höhle getürmt. So er dort liegen bleibt, vermag ich nicht mit Eurer freundlichen Gabe unsre Wohnung zu gewinnen.“

„Nun, wenn's weiter nichts ist!“ sagte der Bauer und schob mit dem Fuße das Stroh bei Seite. Es zeigte sich nun an der Wand eine Oeffnung wie ein großes Mausloch. Das Wichtlein läppte wieder sein Mützchen und sprach in wohlgesetzten Worten seinen Dank aus. Sodann wuchtete es unter großem Schnaufen die Gerstenähre auf seine Schulter und schleppte seine Last unter ziemlichem Gestöhne von dannen. Den sperrigen Halm in das Loch hineinzubringen ward ihm auch nicht leicht, man sah an dem Zappeln der Ähre, wie das Männlein inwendig zerterte, und wohl eine halbe Minute danerte es, bis der letzte Zipfel in der Oeffnung verschwunden war.

Der Bauer ging von nun an alle Wittage in die Scheune und gab dem Männlein seine Gerstenähre und von dieser Zeit ab gedieh sein Vieh auf eine wunderbare Art, obwohl es weniger Pflege und Futter verlangte als sonst.

Es war eine Lust, diese runden glänzenden Schweine zu betrachten, welche so fett waren, daß sie kaum aus den Augen sehen konnten und sich nur mit Mühe an ihren Futterrog schleppten. So blankte Küche wie auf diesem Hofe fanden sich bald weit und breit nicht. Sie gaben ohne Ende fettes sahnige Milch aus ihren frohenden Euten, und um die Butter, welche die Bäuerin in die Stadt schickte, rissen sich die Leute, denn sie war frisch wie Morgentau und süß wie Nüßkern. Obwohl die Pferde des Bauern nur einige Hände voll Hafer und ein wenig Heu alltäglich verzehrten, waren sie doch glänzend und schön, und fromm und feurig zugleich, beschafften sie vor dem Pfluge oder dem Wagen doppelt so viel als früher. Auch mit den Hühnern war es ein seltsames Ding. Sie legten und legten fast das ganze Jahr hindurch, jegliches alltäglich ein großes rundes Staatssei, zuweilen gar mit zwei Dottern, und niemals geschah es, wenn eine Glucke gesetzt wurde, daß auch nur eines von den untergelegten Eiern sich faul erwies, oder daß später von den Küchlein der Habicht oder der Weib eines erwischte. Dies alles gefiel dem Bauer und der Bäuerin gar wohl, und da sie recht gut wußten, wenn sie diesen Segen zu verdanken hatten, so priesen sie das kleine Männlein alle Tage und niemals ward die herbönnliche Gabe veräuñt.

Eines Tages im Winter aber, als es bei hellem Sonnenschein so recht Stein und Bein froh, und die Eiszapfen wie gläserne Keulen von den Dächern hingen, saß der Bauer recht behaglich in seinem Sorgenstuhl am warmen Ofen und wartete

auf sein Mittagessen. Es gab sein Lieblingsgericht, Schweinsrippenbraten mit Pflaumen und Äpfeln gefüllt, und süße Düste dieses köstlichen Gerichtes wehten jedes Mal, wenn die Thür geöffnet wurde, verheißungsvoll aus der Küche hervor. Da er nun in der Erwartung des Guten so behaglich in der Wärme saß, empfand er eine Abneigung, hinauszugehen in den eisigen Wintertag und die kalte Scheune, nur um der einen kleinen Gerstenähre willen. Er rief deshalb seinen Knecht und sagte ihm, was er thun solle. Dieser, ein vorwitziger Gesell, hatte schon lange Begehren getragen, das sonderbare Männlein, darüber man im Dorfe die wunderlichsten Dinge erzählte, zu sehen, und ging in die Scheune, woselbst er das Wichtlein schon wartend antraf. Als er ihm den Halm nun darreichte, konnte er sich nicht enthalten, das kleine Geschöpf wie zufällig ein wenig mit den spitzigen Grannen der Ähre ins Gesicht zu fägeln, also daß es sehr prustete und wunderliche Gesichter zog. Darüber wollte sich der Knecht vor Lachen innerlich ausschütten. Als er nun aber sah, wie der kleine Mann mit schwerem Gestöhn den Halm auf die Schulter wuchtete und unter Schnaufen davon schleppte, da erschien ihm solches dermaßen lächerlich, daß er sich nicht enthalten konnte, zu rufen: „Nun, sieh einer das Krabauter-Ding, wie es sich hat, als wenn der Halm ein Bindebaum wäre!“ Sodann schlug er mit den Händen mehrfach auf die Kniee seiner Lederhosen und lachte unbändig. Zwischen-durch aber rief er, wie die Zimmerleute thun, wenn sie schwere Balken bewegen: „Holz komm! Holz komm“ und höhnte das Männlein auf alle Weise.

Dieses aber ward im Gesichte so blutrot wie seine Mütze und warf zornig funkelnde Blicke um sich. Es schleppte, so rasch es vermochte, den Halm in das Loch hinein und an dem hastigen Hin- und Herliegen des vorstehenden Endes konnte man wohl bemerken, mit welcher Wut es inwendig zog und zerterte, bis der letzte Zipfel verschwunden war.

Am andern Tage, als der Bauer selber kam, um dem Wichtlein die Gerstenähre zu geben, wartete er vergebens, es erschien niemand. Er rief es mit schmeichlerischen Worten und gab ihm die schönsten Namen, allein alles war umsonst. Auch am folgenden Tage kam es nicht und, so oft auch der Bauer um die Mittagszeit noch sein Heil versuchte, das Männchen war und blieb verschwunden.

Wie oft hat es der Bauer noch bereut, daß er damals nicht selber gegangen ist und seinem Knechte vertraut hat, denn von nun an ging alles quer. Das Vieh stand an den Kaufen und fraß und fraß Berge von Futter in sich hinein, und wenn alles verschlungen war, sah es mit glühenden hungrigen Augen sich nach mehr um. Dabei ward es jedoch immer rauher und magerer, die Küche gaben wenig dünne und blaue Milch, und den Pferden standen die Hüftknochen also vor, daß der Knecht seinen Hut dort hätte anhängen können, wenn er gewollt hätte. Die Schweine wurden hochbeinig und dünn und, wenn sie einmal aus dem Stall gelassen wurden, da rannten sie wie die Windhunde auf dem Hofe umher, was für ein Schwein eine ganz

